

Die Neue Welt



Nr. 9

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1897

Das leere Bett.

Von G. Engelhardt.

Es ... zwei ... drei ...! Jedesmal bis dreizehn kam ich beim Zählen, dann zog sich die kleingeschraubte Gasflamme zusammen, ließ den Saal für einen kurzen Augenblick im Dunkeln und schnellte dann mit einem leichten Aufzucken in ihre frühere Größe zurück.

Lange — lange zählte ich so, nur hier und da von einem Gestöhn oder einem durch Schmerz über die Lippen geprehten Fluch, der aus einem der Betten an mein Ohr drang, unterbrochen. Endlich war es ganz stille. Die Mattigkeit schien sie Alle überwältigt zu haben. — Eins ... zwei ...

Langsam, unhörbar bewegt sich die Thür. Ein weißer Streifen — eine Haube — dann ein schwarzes Kleid schieben sich hindurch.

Einen Augenblick steht sie stille. Dann schlürft sie sachte von Bett zu Bett. Alles schläft. Nur ich liege mit offenen Augen da.

„Sehts denn garnicht? Machen Sie die Augen nur recht fest zu; schon die dritte Nacht, daß Sie nicht schlafen. Sie werden ja immer schwächer,“ flüstert die Schwester mir leise bittend zu.

„Ja, sogleich, geht schon; werde bald eingeschlafen sein,“ war meine Antwort. Zweifelnd sieht sie mich an und droht mir dann mit dem Finger, indem sie lächelnd meint: „Will sehen, ob Sie schlafen, wenn ich wiederkomme.“

Im Vorbeigehen dreht sie die Flammen etwas nieder, einmal wendet sie sich noch an der Thür nach mir um — dann ist sie draußen.

Eine zeitlang sehe ich in die Flamme. Sie hat aufgehört zu zucken. Mit dem festen Vorsatz, einzuschlafen, drehe ich mich herum; mein Blick fällt auf das leere Bett, das neben dem meinen steht; der Gedanke: wird dort auch bald Einer liegen? steigt mir auf, dann glaube ich einzuschlafen.

Ein gedämpftes Stimmendurcheinander weckt mich. Die Gasflamme ist hochgeschraubt. Eine Schwester eilt auf das leere Bett zu, schüttelt schnell die Kissen auf, legt die Decke zurecht, während eine Sänfte behutsam niedergestellt wird.

„Auf der Straße hat er gelegen.“ Dies sind die ersten Worte, die ich verstehe. In wenigen Augenblicken ist die auf der Bahre liegende, leblose Gestalt von geübten Händen entkleidet und ins Bett gelegt. Bald darauf kommt der Arzt. Eine kurze Untersuchung — einige leise gesprochene Verordnungen — dem Kranken wird ein Eisbeutel auf den Kopf gelegt — geräuschlos, wie sie gekommen, entfernen sich Alle wieder. Niemand außer mir war wach geworden. Ich bin mit meinen Gedanken wieder allein.

Erstreckt fahre ich zusammen. Seine Augen waren beim ersten Aufschlagen meinem Blick begegnet. geraume Zeit hatte ich ihn beobachtet, wie

er, ohne sich zu bewegen, nur schwach athmend, dalag. „Auf der Straße hat er gelegen.“ Immer wieder drängten sich mir diese Worte auf. Schwer krank sei er; ich hatte es vom Arzte sagen gehört.

Wieder schlossen sich seine Augen; aber nicht zum Schlafen. Er wollte sich jedenfalls erholen, sammeln. — „Wo bin ich?“

„Im Krankenhaus.“

„Seit wann denn?“

„Die vergangene Nacht wurden Sie gebracht.“

Eine kurze Pause. Nach und nach schien ihm einzufallen, was mit ihm vorgegangen war.

„Wie geht es?“ frug ich. Weniger um dies von ihm zu hören, man sah es ja so, wie es stand, war es mir zu thun; „auf der Straße hat er gelegen“, diese Worte waren es, die mich zu meiner Frage drängten.

„Lange dauerts nicht mehr,“ meinte er.

Ich weiß nicht wie, auf einmal war er ins Neben gekommen und — ich hatte ihn gewiß nicht darum gefragt — erzählte mir seine Lebensgeschichte.

„Primiz! Ja, o wenn die nicht gewesen wäre; ja, dann wär' ich nicht hier.“

Eine zeitlang Ruhe. Ich fand keine Worte, ihn anzureden.

„Wenn meine Mutter nur nicht gar so bigot gewesen wäre. Ich weiß schon, mich hat sie nie gerne gehabt. Fromm war sie; ja, ja, fromm. Aber ihre Kinder, die waren ihr gleichgültig. Wissen Sie,“ wandte er sich an mich, „das war so. . . . Lange lebe ich doch nicht mehr und ausreden möchte ich mich doch auch einmal. Es ist wirklich wahr, ich habe noch mit Niemandem darüber gesprochen. Hat auch keinen Werth gehabt. . . . Wie ich angelernt hatte — ich bin Lithograph — wollte ich in die Fremde. Meiner Mutter war es ganz gleich, ob ich ging oder blieb. Geben ihn ich Dir nichts, ob Du gehst oder dableibst, meinte sie, ich habe selber nichts.“

„Das Letzte war gelogen. Mein Vater hatte sie in ganz guten Verhältnissen zurückgelassen.“

„Nacht auch nichts“, dachte ich mir, „geht auch so“. Am Montag wollte ich fort. Am Freitag war Primiz. Wie ich Abends nach Hause komme, sagt mir meine Schwester: „Der junge Herr Pfarrer ist heute bei uns gewesen. Die Mutter hat ihm auch zwanzig Mark gegeben.“

„So? Mehr brachte ich nicht heraus. Eine Buth hatte mich gepackt, daß ich hätte Alles zusammenzuschlagen mögen.“

„Meine Mutter ging jeden Vormittag in die Kirche. So auch den nächsten Tag. Als sie zurückkam, fand sie ihre Kommode aufgebrochen — ich war verschwunden. Hundertneunundsechzig Mark, zwei Taschenuhren und eine lange, goldne Kette hatte ich mitgenommen. Eine Uhr und Kette versetzte ich und schickte ihr den Schein von der nächsten Stadt per Post zu.“

Langsam, rückweise hatte er dies erzählt, von

Zeit zu Zeit durch einen Husten unterbrochen, dem jedesmal ein Blutausspucken folgte. Ich sah es ihm an, daß er sich beim Erzählen sehr anstrengen mußte, brachte es aber nicht fertig, ihm davon abzurathen.

„Mehr Geld wie eine Mark hatte ich bei meiner Mutter nie verbrauchen dürfen; dies war mein Taschengeld für Sonntags,“ fuhr er fort. „Stets mußte ich meinen Wochenlohn abgeben. Damals, wie dies, was ich erzählte, passirte, war ich siebzehn Jahre alt und verstand nicht mit dem Gelde umzugehen. Nach sieben Tagen hatte ich nichts mehr von den hundertneunundsechzig Mark; dann verkaufte ich die andere Uhr. Drei Tage darauf wurde ich beim Betteln erwischt. . . .“

„Meine Mutter hatte Strafantrag gestellt. Meine Schwester schrieb mir später einmal, daß der „junge Herr Pfarrer“ immer in meine Mutter hineingerebet hätte, sie solle es thun. Wenn ich bestraft würde, dann wäre ich in Zukunft nicht mehr so leichtsinnig usw. . . .“

„Einbruchdiebstahl! Drei Monate Gefängnis. Wie ich herauskam, war ich vollgeogen von Haß gegen die Geistlichen und die Kirche. Eine Religions-schmähung brachte mir zwei Monate aufs Neue. Rasch ging es dann bergab mit mir.“

„Neun Jahre war ich jetzt fort. Auf einmal erfaßte mich eine Sehnsucht — ich weiß nicht, was mich trieb —, ich wollte wieder in meine Heimath.“

„Krank bin ich schon seit einigen Jahren. Gestern kam ich zurück. Zu meiner Mutter wollte ich nicht. Meine Schwester ist verheirathet, zu der traute ich mich nicht; so lief ich auf der Straße herum. Wahrscheinlich bin ich dann zusammengesunken. Besser ist's doch, man stirbt im Krankenhaus.“

Kalt überlief es mich, wie er aufgehört hatte, zu reden. Er drehte sich nach der Wand zu. Eine Viertelstunde vielleicht hatte er so gelegen, als er sich plötzlich aufrichtete; seine Augen quollen heraus, mit den Händen krallte er sich in der Decke fest — ein Surgeln — ein Blutguß schoß aus seinem Munde und ergoß sich über die Decke, das Betttuch, auf den Boden.

Ich war unfähig, mich zu rühren. — —

Wieder ist es Nacht. Trübe brennt die Gasflamme. Immer wieder starre ich auf das leere Bett.

Aus dem Junkerparadies.

Bilder aus Ostelbien. Von Heinz Starckenburg.

II.

Der Landjunker und seine Komorniks; diese beiden Typen sind es, welche die soziale Grundlage des ostelbischen Wirtschaftslbens bilden und diesem Lande sein eigenthümliches Gepräge geben. Wir Sozialisten sind es gewohnt, im

preussischen Junker den Gottseibeiuns zu sehen und ihn womöglich noch heftiger zu bekämpfen, als den bürgerlichen Kapitalisten. Vom Parteistandpunkte aus ist das zweifellos richtig, denn er bildet wohl die reaktionärste Schicht, die heut im deutschen Reich überhaupt besteht. Aber „sine ira et studio“ — ohne Zorn und Eifer betrachtet — scheint er uns heutzutage mehr eine theils komische, theils beinahe Mitleid erregende Figur zu sein. Ich glaube in der That, daß, wer diesen Typus nicht nur aus dem Parlament und Spielhagens Romanen beurtheilt, sondern in seinem eigenthümlichen Milieu auf den ostelbischen Grundherrschaften selbst kennen gelernt hat, die „Begehrlichkeit“ und den „Luxus“ der „nothleidenden Agrarier“ anders beurtheilen wird. Don Quixote, der „Ritter von der traurigen Gestalt“, ist es, der in ihnen — in anderem ökonomischen Gewande — wieder auferstanden ist. Auch sie werden erdrückt von der Last ihrer historischen Vergangenheit, wie der polnische Bauer — nur in umgekehrter Weise. Was diesen verhindert, sich zu menschenwürdigem Dasein zu erheben, ist die Jahrhunderte durch ihm angezüchtete klägliche Bedürfnislosigkeit, verschnapfte Zufriedenheit, hündische Unterwürfigkeit; er fühlt sich nicht ingrimmig als Unterdrückter, sondern demüthig als Untergebener. Was den Junker hindert, sich der ökonomischen Entwicklung anzupassen, ist das ihm Jahrhunderte durch angezüchtete, durch Erziehung und Milieu bestärkte Bewußtsein seiner selbstverständlichen unentzehlbaren Selbstherrlichkeit, seiner Bedeutung als Kulturträger, als Repräsentant des Königs, als unentbehrliches Fundament des Staates, seines Herrscherthums von Gottes Gnaden, dem gegenüber die große Masse des jutter scharrenden Volkes garnicht mit demselben Maß gemessen werden kann. Sie ist eben nicht seines Gleichen, sie ist offenbar eine niedrigere Art Mensch — (hier in Ostelbien ist es in der That beinahe so); — gegen sie kann der Junker wohl hart oder nachsichtig, grausam oder milde sein, aber niemals gerecht oder ungerecht.

Und nun passiert mit einem Male etwas Merkwürdiges: Aus dieser Kanaille tauchen eine Anzahl in die Höhe — keine hervorragenden, robusten Kriegernaturen, nicht einmal feinsinnige, geistvolle Gelehrte, sondern feiste, schächernde Geschäftslente, die in Baumwolle, Kochgeschirren und ähnlichen schönen Dingen machen, rohe Exportvornümlinge von plebejischer Gesinnung; und diese Kerle schneiden ein unheimliches Geld, sie spielen in den Städten die erste Rolle, mit ihrem Glanz kann man nicht mehr konkurriren, sie kaufen und subhastieren die alten Rittergüter, den angestammten Lebensfonds des Adels, sie drängen sich in die Beamten- und Offizierskreise, ja, sie erzwingen ein Parlament und richten den Staat nach ihrem Belieben ein. Die ökonomische, politische und gesellschaftliche Machtstellung verschwindet dem Junker gleichzeitig unter den Füßen; er sieht sich plötzlich — im Laufe einer Generation — auf einer schiefen Ebene hinabrollen, dem Abgrund schon nahe, bedenklich nahe!

Was soll er thun? Hinabsteigen ins bürgerliche Leben und ums Geld arbeiten? Pui Teufel! Das ist ja die Beschäftigung der Kanaille! Der einzige, anständige Erwerb für den Adel ist eben seine Grundrente, sein Gutsbezirk, darauf er sitzt, wie ein kleiner König; und wenn er je in die Städte ging, dann war es, um als Hofmann, als Offizier oder Beamter die Leibgarde seines Königs zu bilden, nicht des „Gehalts“ wegen — das reicht meist kaum aus, um das einmal „standesgemäße“ Leben zu führen — sondern um der „Ehre“ und der Tradition willen. Aber die Rittergüter selbst gehen pleite; um rationelle Technik zwecks Profitmacherei hat sich der Junker nie gekümmert, — Geldmachen ist ja plebejisch, — die Getreidepreise sinken rapide dank der internationalen Konkurrenz, kaum kann man bei standesgemäßem Leben noch die Hypothekenzinsen abzahlen. Also — der Staat muß helfen; und gierig stürzt man sich auf Alles, was Rettung verspricht: Doppelwährung und Hypothekenverstaatlichung, Ausfuhrprämien und Einfuhrzölle, Antrag Kaniz und Börsenreform. Sein nobles Leben einschränken und rationell wirtschaften? Unmöglich! Man wird doch nicht mit der Kanaille konkurriren — im „Geschäft“ ist sie Einem ja doch

über — und die soll in allem Luxus schwelgen, während der alte preussische Adel die Groschen zählt, welche sie ihm läßt? Den Ruful auch, nun erst recht! Der erste Stand im Lande darf nicht zurückbleiben. Selt her! Und wenn auch die Flasche blos einen Thaler kostet, es knallt doch, und man träumt sich in die alten Tage zurück, als Altpreußen noch stand und die Junker an seiner Spitze.

Das ist u. G. die Psychologie des preussischen Junkers: sein Luxus ist die künstliche Selbsttäuschung eines Banquerottiers, seine „Begehrlichkeit“ ist die rathlose Wuth des gestürzten Königs von gestern, sein freches Pochen auf die Gewalt ist der Verzweiflungstrog des Mannes, der heute siegen oder morgen sterben muß.

Die soziale Ergänzung des Junkers ist der „Komornik“, der Landproletarier. Er bedeutet, rein wirtschaftlich betrachtet, die elendeste Klasse Ostelbiens, ja wohl beinahe des ganzen nordwestlichen Europas; unter dem Gesichtspunkt der sozialen Stellung dagegen ist es die Klasse, welche die Entwicklung dazu bestimmt hat, die gesellschaftliche Revolution Ostelbiens in die Hand zu nehmen, indem sie die ehemaligen unselbstständigen und hilflosen Anhängel der vereinzelt Gutsirthschaft zu einer selbstständigen und bedeutsamen Klasse zusammenschweißt.

Bis vor knapp einem Vierteljahrhundert herrschte auf den junkerlichen Gutshöfen noch die gute, alte Zeit. Der Besitzer baute fast ausschließlich Getreide, das mit gutem Gewinn nach Skandinavien, England, Holland abgesetzt wurde, und er baute es auf traditionelle Weise mittelst der Arbeit seiner Instleute. Dieser Instvertrag ist ein charakteristisches Ueberbleibsel aus feudalistisch-naturalwirtschaftlicher Vergangenheit. Erstensmal besteht der Vertrag nicht zwischen dem Unternehmer und dem einzelnen Arbeiter, sondern zwischen Jenem und der ganzen Familie des Arbeiters. Zweitens wird die Arbeitsleistung fast garnicht — auch heute noch — mit Geld bezahlt, sondern in Lebensmitteln vergütet. Drittens bestehen eigentlich keine streng abgegrenzten Bestimmungen über Leistung und Gegenleistung, sondern dieselben bestimmen sich noch ziemlich patriarchalisch: Die vorhandenen Arbeitskräfte müssen die vorhandene Arbeit bewältigen, und der Gutsherr hat dafür den eintretenden Naturalbedarf jeder Art bei seinen Komorniks zu befriedigen.

Daß der Arbeitnehmer bei dieser Arbeitsverfassung nicht besonders gut wegkommt, liegt wohl auf der Hand, da das Urtheil über das vorhandene Bedürfnis beim Herrn liegt. Dieser kann seinerseits hiernach die Arbeitskraft des Instmanns aufs Unerhörteste ausbeuten; in der Erntezeit namentlich läßt er arbeiten, so lange es überhaupt möglich ist, nämlich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang; und Pausen scheinen ihm ein großer Luxus. Die Bedürfnisse des Instmannes dagegen beurtheilt er äußerst souverän. Wohnung z. B. hat er ihm kontraktlich zu liefern. Wie diese aber auszu sehen hat, davon steht nichts im Vertrag; und ehe er sich herbeiläßt, die elende Behausung, über die man beinahe wegspringen kann, einmal auszubessern, muß schon der völlige Einsturz und drohende Neuaufbau in gefährlicher Nähe sein. Wenn seinem eigenen Kinde ein Pökel weh thut, wird angespannt und nach der Stadt zum Arzt gefahren; aber wenn ein Instenkind die Diphtherie hat, so ist doch immer noch sehr zu überlegen, ob die Pferde auch nicht überanstrengt werden, denn die kosten Geld und sind schließlich mehr werth, wie die Menschen. Bekannt ist das frivole Wort eines schlesischen Magnaten, der einem Besucher seine neuen Schweinefäße gezeigt hatte und auf dessen Wunsch, die „Leutewohnungen“ zu besichtigen, antwortete: „Die sehen Sie sich man lieber nicht an, hier wohnen die Schweine besser, wie die Menschen.“

Das Wohnungselend auf dem Lande wird noch verstärkt durch das „Scharwerker“-Wesen. Der Instvertrag ist, wie erwähnt, ursprünglich ein Vertrag mit einer Arbeiterfamilie, deren Kinder als Gesinde auf dem Hof dienen müssen und die zur Landarbeit ihre gesammten Arbeitskräfte zur Verfügung zu stellen hat. Wo es nun nicht möglich ist, die — heute meist fest bestimmte — Anzahl von zwei oder drei

Arbeitskräften aus der Familie zu stellen, da muß der Instmann seinerseits einen, auch zwei der sogenannten Scharwerker oder Hofgänger halten. Dieser ist juristisch Gesinde der Instfamilie; er erhält von ihr Wohnung, Kost und Lohn; ökonomisch ist er ausschließlich Arbeitnehmer des Gutsherrn, der aber direkt mit ihm eigentlich in gar keinem Rechtsverhältnis steht. Daß dies jütlich in jeder Hinsicht einen ähnlich degradirenden Einfluß ausübt, wie das Schlafburichentwesen beim städtischen Proletariat, ist offenbar. Der Gutsherr kann aber natürlich diese Verdoppelung seiner Arbeitskräfte nicht entbehren, da der Lohn und Entgelt (nämlich die ökonomische Unterhaltung der Instfamilien) ja beinahe gleich hoch bleiben würde. Deshalb sträubt er sich mit Händen und Füßen gegen eine Abschaffung dieses Gebrauchs, der auch in der That nur mit der Instverfassung selbst zu Grunde gehen wird.

Verhältnismäßig besser sah es mit der Deckung des eigentlichen Nahrungsbedarfs aus, da die Höhe desselben in der Regel feststeht. Gerade hier aber hat nun die wirtschaftliche Entwicklung eingegriffen und den ganzen Boden der Instverfassung unterminirt. So lange der Junker wesentlich Getreide baute und überhaupt der alte Schlandrian im Wirtschaftsbetrieb herrschte, war die Lage der Komornikfamilie eine leidlich erträgliche. Sie hatte außer dem beim Hause gelegenen „Krautbeet“ für Gemüse und dergleichen Anspruch auf den Ertrag eines Feldstückes von bestimmter Größe im herrschaftlichen Felde, das „Leuteland“, dessen Lage der Gutsherr bestimmte und das gemeinsam mit dem Herrschaftsland bestellt wurde. Außerdem wurde ein bestimmter Theil von der „Mäh“ und dem „Erdrusch“, z. B. je der zehnte oder zwölfte Scheffel, den Mähern und Dreschern überlassen und unter sie am Ende nach Köpfen der Arbeitskräfte vertheilt, endlich wurden die „Leutehöfe“ auf der herrschaftlichen Weide mit geweidet, Streu und Brennholz, Pilze und Beeren aus dem herrschaftlichen Walde nach Bedarf geholt zc.

Da kam die moderne Entwicklung der Landwirtschaft: An Stelle der Weide trat die Stallfütterung, und das Weideland wurde aufgetheilt, die Forstkultur verbot die unnrationelle Ausnutzung der Forsterzeugnisse und die Komorniks wurden mit zehn Mark Holzgeld dafür abgefunden. Die Saat-, Mäh- und Dreischmaschinen kürzten die Arbeit aufs Stärkste ab. Wo früher sechs bis acht Monate im Jahr — vom Ende der Ernte bis Anfang der Saat — mit Dreschen hingingen, leistet jetzt die Maschine dasselbe in noch nicht so viel Wochen. Die Folge ist einmal, daß der Komornik, der früher das ganze Jahr durch beschäftigt war, jetzt Monate lang herumlungert, arbeitslos und in gewissem Sinne auch verdienstlos, denn neben dem Gesamt-Naturalentgelt war immer auch für die Arbeitstage ein wenn auch winziger Geldlohn von ein paar Groschen üblich gewesen. Vor Allem aber ist sein Lebensmittelbezug aufs Empfindlichste dadurch eingeschränkt; denn mit der verminderten Arbeit, die für die Gesamtleistung erforderlich ist, hat der Gutsherr auch den Natural-Gewinnantheil beschränkt; statt des zehnten bis zwölften giebt er jetzt nur noch den dreißigsten bis dreißigsten Scheffel.

Was aber am einschneidendsten wirkte, das ist der Umstand, daß unter dem Einfluß der sinkenden Getreidepreise der ostelbische Getreidebau überhaupt in riesigem Maße zurückging und dem Hackfruchtbau Platz machte. Freilich, der Gutsherr machte ein gutes Geschäft, wenn er sich der Entwicklung anpaßte und — statt Weizen und Roggen — Zuckerrüben und Kartoffeln baute, Schnaps brannte und Stärke fabrizirte. Aber was hatte der Komornik davon? Die Zuckerrüben konnte er nicht essen, und die Kartoffeln, die er jetzt massenhaft erhielt, machen zwar satt, geben aber fast gar keinen Nährstoff. Fleisch war in den Instkathen immer nur ein Feiertagsgericht gewesen. Das Landproletariat, das sich bis dahin von den Früchten des Feldes in Gemeinschaft mit selbstgezogener Milch, Butter, Käse und Giern leidlich genährt hatte, sah sich jetzt, zumal auch die Kuhhaltung, wie erwähnt, theils fortfiel, theils eingeschränkt wurde, und das geringe „Holzgeld“ den Werth der Walderzeugnisse nicht annähernd er-

setzte, auf ein geradezu unerträgliches Niveau der Lebenshaltung herabgedrückt. — Doch wie Parzivals Speer die Wunde heilte, die er schlug, trug auch dieselbe Entwicklung in ihrem Schooße das revolutionäre Element.

Die Neubildung Deutschlands aus einem reinen Ackerbaustaat in ein vorwiegendes Industrieland, die Mitte unseres Jahrhunderts einsetzt und in immer schnellerem Tempo fortschreitet, hatte nicht nur an sich der Bevölkerungsvermehrung einen starken Aufschwung gegeben, sondern speziell auch die Vertheilung der Bevölkerung fundamental verändert. Die Großindustrie saugte an Arbeitskräften auf, was irgend frei wurde, und zog die Bevölkerung in die riesig anwachsenden großen Städte. Die Folge war, daß das ehemalige Getreideausfuhrland bald seinen Vorrath an Brotkorn vom Ausland ergänzen mußte. Die Konkurrenz der ausländischen Getreideausfuhrländer, die größtentheils unter günstigeren Naturbedingungen produzieren, übt andauernden Druck auf die Getreidepreise aus, und trotz aller Kornzölle kann die deutsche Landwirtschaft sich nur aufrecht erhalten, wenn sie den intensivsten und rationellsten Betrieb einführt oder aber zur agrarindustriellen Produktion von Zucker, Spiritus etc. übergeht. Wo es dem Junker dazu an Willen, Vermögen oder Fähigkeit fehlt, da wird er eben entsetzt durch den bürgerlichen Agrarkapitalisten, — ein Vorgang, den wir in der Gegenwart bereits allenthalben beobachten können.

Diese Umwälzung hat aber, welchen dieser Wege sie auch einschlägt, für die ländliche Arbeitsverfassung die eine unabwehrbare Konsequenz: Sie macht die Landwirtschaft zu einem Saisongewerbe im schärfsten Sinne des Wortes. Der Arbeitsprozeß, der früher in ziemlich gleichmäßiger Intensität über das ganze Jahr vertheilt war, ist jetzt zusammengedrängt auf vier bis fünf Monate, verlangt in diesen aber auch die drei- und vierfache Anzahl an Arbeitskräften, wie ehemals im Jahresdurchschnitt. Und nicht nur das. Dadurch, daß die Landwirtschaft zum Maschinenbetrieb übergegangen ist, stellt sie ganz andere Anforderungen an die Qualität des Arbeiters. Wir sehen hier dieselbe Entwicklung, wie ein halbes Jahrhundert früher in der Industrie, vor uns: Einerseits ersetzt sie den gelernten landwirtschaftlichen Arbeiter infolge Vereinfachung der erforderlichen Leistungen durch die ungelernete Arbeitskraft. Andererseits muß diese eine bedeutend höhere körperliche wie intellektuelle Qualifikation aufweisen, als sie der leiblich und geistig verkommene Konornik zu bieten im Stande ist. (Die Unzulänglichkeit der heute vorhandenen Arbeitskräfte ist mindestens ein ebenso starkes Hinderniß für die Durchführung moderner Landwirtschaft in Ostelbien, wie die der meisten Unternehmer.)



Spielkinder.

Roman von Georg Hermann.

(Fortsetzung.)

Mutter begann schon Pläne für meine Zukunft zu schmieden. Studiren konnte ich nicht, das wäre klar: denn ich müßte frühzeitig etwas verdienen. Ich müßte ein reicher Mann werden und da bliebe doch nichts Anderes wie Kaufmann übrig. Sie erzählte mir von leuchtenden Beispielen, die mit wundgelassenen Füßen und zwölf guten Groschen hier angefangen, und es bis zu Millionären und Kommerzienräthen gebracht hätten. Sie sagte mir täglich, daß Geld, sobald man es besäße, der Gipfel der irdischen Glückseligkeit, ja beinahe der himmlischen gleichzustellen wäre; daß alle Klugheit ohne Geld nur eine Dummheit wäre. Daß man aber fleißig, tüchtig und „solide“, — „besonders solide“ sein müßte, um es zu erwerben. Ich sollte jetzt für's Erste danach streben, zu Michaeli mein Klassenziel zu erreichen, dann wäre mein Bildungsgang beendet, und ich ginge aus der einen Schule in die andere — des Lebens — über. Sie würde den Aristokraten auch ihn wies sie mir als strahlendes Vorbild — bitten, mir eine Stelle zu

verschaffen. Mit Hilfe seines Ansehens und seiner Empfehlung würde ich sicherlich in einem „der ersten hiesigen Häuser“ antommen.

Mit Vaters Gesundheit, die sich lange auf gleicher Höhe gehalten hatte, ging es plötzlich rapide bergab. Das Gehen fiel ihm schwer, und bald konnte er nicht mehr das Zimmer verlassen. Den ganzen Tag saß er nun am Fenster, rauchte und schaute hinaus. Lesen strengte ihn an, und auch wenn man ihm etwas vorlas, war es ihm nicht angenehm. Er würde antheillos, seine geistigen Kräfte waren wohl etwas unmaachtet, aber sie verliehen ihm doch nie gänzlich. Er war ruhig und freundlich, fast zärtlich, bedankte sich liebevoll für jede Handreichung; mir ist es, als verspüre ich wie eine Liebeskugel immer noch den Druck seines Armes, so oft er meinen Hals umklammerte, wenn ich ihn mit dem Stuhl, auf dem er saß, vom Fenster an den Tisch oder sogar bis in sein Schlafzimmer trug. Nur manchmal loderte es in ihm auf, wie alte Kraft und alter Born, aber dann, wenn er die mageren Hände zu Fäusten ballte und ohnmächtig die kraftlosen Arme emporstreckte, dann sah man erst, wie entsetzlich schwach und kindlich willenlos er geworden war. Er klagte viel, daß es uns schlecht ginge, und daß er nun doch nicht mehr wie früher verdienen könnte.

Mutter hatte glücklicherweise von einer alten Dame unerwartet ein paar tausend Thaler geerbt, sonst hätten wir den Kranken garnicht pflegen können. Trotzdem er selbst sah, daß es von Tag zu Tag schlechter mit ihm würde, und er sich vollkommen über seinen Zustand klar war, redete er doch nie davon, daß er sterben müsse, nur einmal sagte er ganz traurig, als ihm Mutter Wein brachte: „Daß doch, Annetten, es hat keinen Zweck, bei mir schlägt doch nichts mehr an!“

Ein Abend Ende Mai: die Luft bringt wie schmeichelnd durch das geöffnete Fenster, als ob sie sagen wollte, komm hinaus, komm hinaus! Der Himmel ist weißblau und Alles ist von Wärme und Feuchtigkeit — es hat am Nachmittag ein wenig geregnet — gesättigt. Es ist, als sähe man das Wachsen der Pflanzen. Drüben in dem großen Garten trillert und gluckst schon eine frühe Nachtigall.

So lange hatte ich hinter meinem Herodot und Homer gehockt, da plötzlich hielt es mich nicht mehr. Ich mußte fort, in die frische Luft. Ich fühlte so einen unbestimmten Drang nach Alleinsein, eine eigenthümliche Unruhe; ich hatte eine Vorahnung, als ob sich heute noch etwas ganz Besonderes ereignen würde, ereignen müsse. Planlos irrte ich durch die schon menschenleeren Straßen. Planlos, und doch war es, als ob eine unsichtbare Macht mich triebe. Planlos, aber in zuversichtlicher Erwartung dessen, was sich unbedingt ereignen müsse. Doch es geschah nichts, durchaus nichts. Meine Freudigkeit schwand und eine nervöse Mißstimmung begann sich meiner zu bemächtigen. Ich ging schneller und schneller, und es sah aus, als ob ich vor mir selbst fortlief.

„Georg, Georg!“

Ich wandte mich um. Ein schlankes, junges Mädchen, zierlich gekleidet. Das galt doch nicht mir? Doch! Sie kommt auf mich zu.

„Lies!“ Beinahe hätte ich sie nicht erkannt, so groß war sie geworden und so hübsch.

„Wie geht's Dir?“ und sie streckt mir die Hand entgegen.

„Danke —, und Dir?“

„Gut, gut, Georg!“ und sie lachte hell auf.

„Wo gehst Du hin, Georg?“

„Spazieren!“

„Da kannst Du mich ein wenig begleiten.“

„Ja, gern.“

„Komm!“ Sie nahm meinen Arm.

„Wie geht's Dir denn im Geschäft?“

Nun öffneten sich die Schleusen ihrer Beredsamkeit. Sie begann mir die Einzelheiten ihrer Thätigkeit herzuführen, die Leute zu beschreiben, mit denen sie zusammen arbeitete. Nicht ohne Geschick und mit jener feinen Beobachtung, die Frauen eigen, fand

sie an Jedem etwas anzusetzen. Der ging über den linken Zeh und rieb sich fortwährend mit dem Handrücken die Stirn, der schielte ein wenig und sprach etwas durch die Nase: „Fräulein Waise, kommen Sie doch mal her —“ Alles verstand sie nachzuahmen, selbst das Stürmzeln ihres Prinzipals; überhaupt war sie ungemein lustig und gesprächig, sprang von einem Gegenstand zum anderen über, lachte viel und sehr hell, zuckte mit den Schultern, wiegte sich in den Hüften und fuhr mit den Händen durch die Luft.

Ich sprach endlich garnichts mehr, ich sah sie nur immerfort von der Seite an. War das Mädchen schön! Daß sie hübsch war, wußte ich, aber daß sie so schön war, so berauschend schön! Ich erinnerte mich nicht, je etwas Ähnliches gesehen zu haben. Ich hatte das Gefühl, als klangen mir Verse in den Ohren, die mit ihrem Wortschwall mich fast trunken machten.

Ich ließ sie plaudern, ohne sie zu unterbrechen. Es war mir ja auch ganz gleich, wovon sie sprach. Ich lauschte dem süßen Unsinn, als ob es Offenbarung wäre. Eigentlich hörte ich auch garnichts mehr auf das, was sie redete, ich schwelgte nur im Klang ihrer Sprache, der mir plötzlich so wunderbar weich erschien. Ich wußte auch garnichts mehr, wo ich mich befand, nur manchmal gewahrte ich in irgend einem Vorgarten einen gespenstig-weißblühenden Magnolienstrauch, oder sah festlich erleuchtete Fenster. Dann war es mir auch, als hörte ich einmal eine Damenstimme das Schubert'sche „Ständchen“ singen.

Noch war Lies unbefangen, lustig, voll überschäumender Lebenskraft. Doch mit der Zeit wurde auch sie stiller, und endlich verstummte sie ganz. Sie schmiegte sich mehr und mehr beim Gehen an mich und drückte meinen Arm fest gegen ihre Seite.

Ich sprach immer noch nichts, sondern piff nur leise vor mich hin. Vergebens versuchte ich, eine Unruhe und Erregung, die mich ergriffen, zu unterdrücken.

Wir gehen und gehen. Die Luft so satt und schwer! So still die langen Straßenschichten, der Himmel weißblau über uns und meergrün am Horizont. Die Sterne funkeln und blitzen, als ob sie heut frisch gepußt wären. Die blühenden Rubinien duften betäubend. In der Ferne schlägt eine Nachtigall. Schwermüthig klingen ihre langgezogenen Triller herüber.

Plötzlich umfängt uns der Park. Ein farbiges Dunkel; ein Rauschen und Knistern über uns; ein Dämmern vor uns. Niemand begegnet uns mehr, Niemand! Wir sind allein, ganz allein! Wir gehen und gehen, Keins spricht ein Wort. Lies athmet schwer und tief, sie preßt meinen Arm, als ob sie ihn zerbrechen wolle. Indes war es so dunkel geworden, daß wir kaum noch zwei Schritte sehen konnten. Plötzlich stieß ich unsanft mit dem Schenkel gegen einen harten Gegenstand. Es war eine Bank, und in schweigendem Verstehen liegen wir uns auf ihr nieder.

Ich schlang meinen Arm um ihre Hüften und küßte sie. Ich spüre es noch, wie ihr glühender Athem mir entgegenschlug.

Ich kam gegen ein Uhr Nachts heim.

Das also war sie, die Sünde!

Ich empfand keine Reue, kein Schamgefühl vor irgend Jemand auf der Welt; ich erkannte nur, daß ich mit einemmal ein Anderer geworden war. Ich kam mir ernster und gesetzter vor und doch so frei und glücklich.

Ich liebte Lies, wie sie mich liebte. Jetzt wußte ich es. Wir gehörten ganz einander, mit Leib und Seele, mit Seele und Leib.

So schlief ich ein, glücklich, ruhig und frei, wie ich lange nicht eingeschlafen war. —

„Georg, steh auf! Ich glaube, mit Papa ist's nicht gut — er athmet so eigenthümlich, so schwer!“

Im Augenblick war ich aus dem Bett. Im Augenblick war ich angezogen. Es mochte fünf Uhr sein. Es war schon ganz hell.

Ich stürzte in das Nebenzimmer. Mutter stand am Kopfende des Bettes und stößte dem Vater mit

zitternden Händen etwas Wein ein. Frieda, im Nachhemd und mit bloßen Füßen, hielt ihm ein Fläschchen mit Essigäther unter die Nase. Vater athmete schwer. Die weit aufgerissenen Augen waren nach oben gerichtet, sie zeigten einen überirdischen Glanz. Ein Blick genigte mir, um zu wissen, wie es stand.

„Das ist der Tod,“ rief es in mir. Ich hatte zwar noch nie einen Menschen sterben sehen, aber — „das ist der Tod!“

Ich griff nach dem Hut und jagte die Treppe hinab. Das Haus, in welchem der nächste Arzt wohnte, war noch verschlossen. Ich mußte den Pförtner herausläuten, dann oben warten.

Die Zeit kam mir endlos vor. Ich wollte mich hinfegen. Ich konnte nicht sitzen. Ich stand auf, ging immerwährend auf dem Korridor auf und ab, sah mir die Bilder an, die dort hingen. — Ich wußte nicht, was sie darstellten. Ich wollte ihre Unterschriften lesen. Ich konnte es nicht, mir stürzte es vor den Augen. Die Sekunden schienen mir Minuten, die Minuten Stunden. Der Arzt kommt und kommt nicht. Da, endlich! Er hat sich noch nicht völlig angezogen. Ich bitte ihn, sofort zu uns zu gehen, sage die Wohnung und dann weiter, um den Hausarzt zu holen.

Jetzt ist es ungefähr sechs Uhr. Ein prächtiger Morgen. Dieser infame Frühstücksjunge! Der Bengel pfeift, als ob gar nichts in der Welt passiert wäre. Er pfeift, pfeift, pfeift! Und der Himmel, anstatt sich in trauerndes Grau zu hüllen, hat sein unverwundbarstes, blendendstes Blau aufgezogen. Diese Bäume dort, die Linden, nein, Kastanien sind es! Anstatt dürr und todt ihre Zweige gen Himmel zu strecken, prangen sie im frischesten, lebendigsten Grün!

Und alle die Menschen! Gefühlloses Lumpenpack! Alle sehen sie so vergnügt aus, alle! Selbst dieser Arbeiter, der auch nicht den geringsten Grund dazu hat. Der zu Haus gewiß eine ganze Fubelnuige voll hungriger, schmutziger Höhren hat, singt so seelenvergnügt, als ob ihn die Welt nichts angeinge.

Endlich, endlich! Gott sei Dank, da ist es!

Er ist noch nicht auf. Kommen muß er, er muß kommen! Ich warte auf dem Hausflur. Setze mich auf die Treppe. Stehe auf. Gehe auf und ab. Setze mich wieder hin. Stehe wieder auf. Gehe hinten ans Flurfenster, brücke die Stirn gegen die Scheiben und schaue hinaus. Was sehe ich? Nichts! Ach ja! Dort hinten ist ja ein großer, schöner Garten. Wie Gold ergießt sich der Sonnenschein in das junge Laub. Eine Droschel trippelt über den sauberen Kiesweg.

Ist denn dieser Mensch noch nicht fertig mit Anziehen? Entsetzlich! Noch nicht? Noch nicht? Unterdessen kann Vater schon längst todt sein. Er ist todt. Sicherlich ist er todt. Ach, vielleicht lebt er noch! Ach, ja, vielleicht noch! Nein, er ist todt — todt.

Der Arzt.

„Ist Ihr Herr Vater todt, Georg?“

„Ich weiß nicht, — ich glaube — ich weiß nicht — ich glaube — wie ich forgoing, lebte er wohl noch.“

„Daß es so schnell kommen würde, hätte ich nicht gedacht. Noch zwei bis drei Wochen meinte ich. Aber, Georg, es war ja nicht anders zu erwarten, ein fünf Jahre langes Dahinstehen!“

„Ja, wenn man das mit angesehen hat, wie es mit der Gesundheit meines Vaters bergab ging — wie ein Stein, der einen Berg hinunterrollt, immer schneller! Immer schneller!“

„Ja, Georg, so war es.“

Die Bahn, mit der wir fahren können! Das Klirren der Scheiben! Das Stöhnen der Schienen! Es macht mich rasend. Dies! Leben und Tod!

Ach, er lebt noch! Ach ja! Dort oben steht ja das Dienstmädchen am Fenster, ganz ruhig. An ihrem Gesicht merkt man keine Veränderung.

Ach ja, er lebt sicher noch! Wie ich mich auch gleich so ängstigen konnte!

Ganz gelassen gehe ich die Treppen hinauf. Ohne daß wir läuten, öffnet sich die Thür. Mutter kommt mir entgegen.

„Dein — armer Vater —! Du bist nicht schlecht

— Georg! Werd brav — werd ein tüchtiger Kaufmann — damit die Leute einmal sagen — — —“

Mutter konnte nicht weitersprechen. Dann ging ich zu meinem Vater. Wie ein Friedensengel lag er da! So ruhig und feierlich! Garnicht verändert oder entstellt!

Ich küßte den Todten auf die marmorkalte Stirn, wohl weil ich den Lebenden nie geküßt hatte.

In der letzten Zeit, wo Vater schon so krank war, da hätte ich ihn oft so gern geküßt, aber ein innerer Stolz hielt mich stets davon zurück. Ich fürchtete, mich zu demüthigen, zu demüthigen vor meinem eigenen Vater, wenn ich ihn küßte.

Und da stand Louise, das treue Geschöpf. Da stand sie, und die Thränen rollten ihr unaufhörlich die Wangen hinab. Die Hände zum Beten gefaltet, blickte sie starr auf die Leiche.

Vor Kurzem hatten noch Vater und Mutter gesagt: „Du, Aunchen, der Tag, an dem Louise bei uns ist, der ist für mich ein Glückstag.“ Und ein Glückstag war es für ihn geworden.

Worte sind unzureichend. Thränen und Trauer mag und kann ich nicht beschreiben. — — — —

„Georg!“

„Ja, mein armes Kind! Ach Gott, was soll ich denn?“

„Au Onkel Martin haben wir schon geschrieben, sonst an Niemand. Du kannst zu verschiedenen Verwandten gehen und es sagen. Zu Tante Nöschen und zu Tante Else.“

Ein köstlicher Tag. Nicht zu heiß, und der Himmel so klar, so blau, so wunderbar blau. Diese entsefliche Ironie der Gottheit!

Mein armer Vater! Was hätte er vom Leben haben können? Was hat er gehabt? Unglück! Noth! Sorgen! Schulden! — Sorgen, furchtbare Sorgen bei Tag und Nacht! Aufregung! — Hoffen und Bangen! — Sorgen, Sorgen, was könnt ihr aus einem Menschen machen! —

Hei! Was war das für eine kraftvolle, kernige Gestalt gewesen! Die er Imperatorenkopf mit der riesigen Stirn! Und nun, — kann sechzig — wie ein Achtzigjähriger! Abgemagert, gebüdt, gebrochen!

Was hat er denn von seinem Leben gehabt? Nichts! Nichts! Gemieden ging er unter seinen Bekannten umher. Sie wichen ihm aus, wie einem Diod, Einem, den Gott geschlagen.

Armer Vater! Was hast Du für ein jammervolles Dasein gehabt! — — — —

Ach, da bin ich ja schon längst an Tantes Haus vorübergegangen.

„Tag, Georg! Was führt Dich denn schon so früh hierher? — Du siehst so erust aus! — Ist was bei Euch passiert? Wie gehts Papa?“

„Heute früh geht — —“

„Ach Gott, armer Junge! Komm rein! Hast Du schon Kaffee getrunken? Da setz Dich hin, armer Junge! Ich werd es doch gleich Fris sagen; er soll zu Euch gehen und sehen, ob er Euch irgendwie helfen kann. Es ist stets soviel zu erledigen und zu ordnen. Fris weiß damit genau Bescheid. Wie ist denn das nur so schnell gekommen, Georg?“

Ich erzählte.

* * *

Newald hatte sich in letzter Zeit durch dritte Personen häufig über den Gesundheitszustand Vaters berichten lassen und war hocherfreut, Geiger nun endlich todt zu wissen. Er hatte erfahren, daß Mutter eine kleine Lebensversicherungspolice bekam, und diese, wie den übrigen Nachlaß, wollte er angreifen, sowie sich die Erben darüber entschieden hätten, ob sie die Erbschaft antreten würden oder nicht. Erst dann durfte er nach dem Gesetz seine Ansprüche geltend machen.

Und er war schon im Begriff, die Sache dem irdischen Gericht zu übergeben, als ein anderer — ein unachtsamiger Gläubiger — bei ihm erschien, um eine längst fällige Forderung einzutreiben.

Als die alte Aufwärterin ihn so in letzten Nöthigkeit auf seinem Bett sich winden sah — es war nicht Bett zu nennen, sondern ein Haufen schmutziger Lappen — bekam sie es mit der Furcht und lief, um den Sohn zu holen.

Der Sohn bekleidete eine Stellung als Buchhalter. Der Alte hatte sich von ihm losgesagt, weil er sich für sein Geschäftsprinzip nicht zu eignen schien.

Er traf in Begleitung eines Arztes ein und fand den Alten todt auf dem Fußboden liegen.

So kam es, daß Mutter die Lebensversicherungssumme behielt. — — —

Auch der Aristokrat nahm sich unserer an. Er bemühte sich sogar, mir eine Lehrlingsstelle in einem der ersten Geschäftshäuser zu verschaffen, und hierfür muß ich ihm dankbar sein, denn ohne seine Empfehlung hätte ich niemals eine gute Stellung in einem so großen Hause bekommen. — — —

Nach dem Tode meines Vaters hatte Mutter behauptet, daß wir unbedingt eine kleinere Wohnung nehmen müßten, um uns einzuschränken. Möglich auch, daß sie schmerzlichen Erinnerungen entziehen wollte. Mir war dieser Wohnungswechsel durchaus unangenehm. Er nahm mir Alles, was ich im Laufe der Jahre schon als mein eigen betrachtet hatte, riß mich mit einem Schläge aus meiner ganzen Welt heraus. Hier konnte jeder Stein, jeder Winkel mir alle Geschichten erzählen. In diese Umgebung hatte ich mich eingelebt und dort war mir Alles neu und fast. Ich glaube, ich schied lieber von meinen Bekannten und Nachbarn, als von jenem alten unheimlichen Hause, ähnlich wie eine Kage, welche sich nur an den Ort, nie aber an die Menschen, die ihn bewohnen, gewöhnt. Mit Mutter hingegen war es anders. Sie hatte mit dem Moment, wo sie unsere alte Wohnung verlassen hatte, all ihre Sorgen abgestreift, welche dort jahrelang ihre treuen Bundesgenossen gewesen waren. Sie wurde noch stärker. Ihr früher umbüsteres Gesicht nahm wieder den vergnügten Vollmondsglanz eines steten Wohlwollens an. Ja, es schien mir sogar, als ob ihre Augen noch lebhafter wurden und einzelne von den kleinen Runzeln und Falten um dieselben wieder verschwanden. Um sich wenigstens noch irgendwelche Sorgen zu machen — die un's liebe Brot hatten für's Erste aufgehört —, so zerbrach sie sich den Kopf darüber, wie sie es wohl einrichten könne, daß zu gleicher Zeit Louise und die Waschtische frei wären; ob es vielleicht praktischer wäre, zum Sonntag einen Gänsebraten oder eine Kalbskeule zu nehmen, von der man noch am Montag etwas kalt mit warmer Sauce essen konnte. Sie ging vollkommen in Haushaltungs- und Kleiderfragen auf. Nie konnte man sie ohne Beschäftigung sehen, doch ihr seines Gefühl für Alles, was Kunst, schien sie im Kampfe des Lebens verloren zu haben. Ich will daraus der kleinen Frau keinen Vorwurf machen, denn wirklich, der Strom des Lebens hatte sie umhergeworfen, über Schlände und Abgründe geführt, ihr alle Renten und Eten abgestoßen und sie endlich so glatt, so alltäglich wie einen runden Kiesel an das ruhige Gestade geworfen. Ein Kiesel war es ja noch, aber es fehlten die Eten und Renten, und ob er gerade dadurch besser geworden war, ist eine Frage, deren Entscheidung ich offen lasse.

Frieda und Grethe waren das geworden, was ich einst gedacht hatte, gesuchte Lehrerinnen, die den armseligen Wärmern das Gehen, Springen und Tanzen in der Wissenschaft beibrachten, in ihnen Begeisterung für das Cismaleins und f'aimo* und dann für die steife Leinwand, Schönheit und Nesthe:it weckten; Aufsätze über Maria Stuart, Jungfrau von Orleans und Tell verfertigen ließen, Sitt, Moral und Keuschheit gepachtet hatten und mir im Grunde meines Herzens doch herzlich leid thaten. Sie hatten das Schicksal all jener Mädchen, welche ihrem Geldbeutel nach zum Proletariat und ihrer Bildung und Stellung nach zu den besseren Ständen zählen: alte Jungfern zu werden und endlich, wenn ihre Angehörigen todt, als Erzieherinnen, alte Tanten, oder Hausfaktoten zu enden, Wesen zu werden, welche kein eigenes Leben haben, sondern nur für Andere leben und sich selbst darüber ganz vergessen.

Zu meinem Bedauern muß ich erzählen, daß es Louise in ihrer Ehe recht schlecht ging. Der Mann war als Steinträger durch einen unglücklichen Fall,

* Französisch: „Ich liebe“.

bei dem er drei Rippen gebrochen, arbeitsunfähig geworden. Nun wurde er Droschkentritscher, und dann glaubte er, da er auch hier wenig verdiente, daß ihm das goldene Füllhorn des Glücks in einem anderen Berufe winken würde, und wurde Dienstmann, das heißt, er that garnichts mehr und trank

Lies sah ich in der nächsten Zeit nicht. — Eugen bekam eine Stellung in einer Maschinenfabrik.

Walter blieb noch auf der Schule. Er wollte studiren. Was — darüber war er sich selbst noch nicht klar.

und Bummeln wäre er wohl sein Lebtag nicht über die Studentenzeiit hinausgelangt.

Als fast Achtzehnjähriger kam ich in ein Geschäft mit eigener Fabrik, eine der ersten Firmen Deutschlands. Es war eine Stravattenfabrik, und mein erster Gedanke war, ob es nicht vielleicht die-



Im Regen. Gemälde von Giuseppe Sizzotto-Alberti.

dazu Weingeist in verschiedenen Verbindungen, wie Nordhäuser, Pfeffermünz, Cognac, Doppelkimmel, Gilla. Das Geld zu dem Schnaps prügelte er geradezu aus seiner Frau heraus.

Louise arbeitete jetzt für Zwei, und es ist nicht genug zu bewundern, wie sie so lange Zeit den Haushalt zusammenhielt.

Albert mußte auch noch auf der Schule bleiben, da die Lehrer ungerecht waren. Er wollte Subalternbeamter werden, und es war sehr recht von ihm, sich nicht mehr vorzunehmen, denn so sicherte er sich eine bescheidene Existenz. Wäre er den ehrgeizigen Vätern seiner verblendeten Schwestern, die wenigstens einen Herrn Doktor, wenn nicht einen Professor aus ihm machen wollten, gefolgt, so wäre er zweifelsohne verkommen, denn bei seiner Vorliebe für Bier

selbe wäre, in der Lies arbeitete. — Menschen! Menschen! Nichts als Menschen! Hunderte von Einzelwesen, die zusammen ein Ganzes, einen Polypenstock bilden, oder richtiger, eine Maschine, deren Zahnräder ineinandergreifen.

Die Maschine war geistreich erdacht. Jedes Rad, jeder Zahn hatte seine bestimmte Kreisthätigkeit, von der er nicht abweichen durfte, und allmonatlich blühte der Erbauer die Räder; durchaus nicht zu viel,

das hätte ihnen vielleicht schädlich sein können. Trat einmal ein kleiner Fehler, eine kleine Störung im Betriebe ein — und das war ja nicht zu vermeiden, so stieß der Erbauer heftig an das große Treibrad, damit es sich schneller bewege und zugleich die anderen Räder und Nädchen in noch schnellere Bewegung setze.

Von dem, was der Erbauer mit der Maschine verdiente, bekam diese natürlich nichts, als die auf's Genaueste bemessenen paar Tröpfchen Del, die nothwendig, um die Räder und Nädchen, Walzen, Stifte und Zähne in Thätigkeit zu erhalten. Und doch war die Maschine nicht aus totem Eisen, sondern aus lebendigen Menschenmaterial errichtet, aus Einzelwesen, von denen jedes seinen unveräußerlichen Werth, seine eigene Berechtigung zu haben glaubte, von denen ein Jeder sagte: „Ich bin ich, Du sollst keine anderen Götter haben neben mir!“

Menschen! Menschen! Nichts als Menschen! Jeder sein eigenes Empfinden, sein eigenes Denken, seinen eigenen Kreis, seine eigenen Lebenserinnerungen.

Ein Jeder dünkte sich unersetzlich und doch, wurde einmal ein Nädchen oder Rad unbrauchbar und fiel aus, so setzte der Erbauer ein neues ein, und Alles ging ruhig seinen alten Gang weiter, als ob nichts geschehen.

Es machte einen eigenthümlich beklemmenden Eindruck auf mich, als ich zum ersten Mal diese großen, unwirthlichen Geschäftsräume betrat und mir sagte: Dies soll von nun an Deine Welt werden, hier sollst Du tagein tagaus eingesperrt sein, zusammengepfercht mit Hunderten von Anderen, die Dir fremd, denen Du fremd. Wem sollst Du Dich anschließen? Wie sollst Du Dich verhalten?

Menschen, Menschen! Niemand, der Dich anspricht, Niemand, der ähnlich Dir denkt oder fühlt! Niemand!

Junge Leute mit weit ausgeschnittenen Westen, Saffos, weiten Hosen und gelben Glacés, in Andern- und Velocipedklub, Sonntags mit einer Dirne am Arm auf Tanzböden, zotige Unterhaltungen, schreiende Unbildung!

Ah!

Ältere Herren, Reisende, Buchhalter, proghast, dummstolz, eingebildet, phlistrisch und vernagelt bis zum Neckerstein! Ein Jeder glaubt die einzige Stütze des Geschäftes zu sein. Jeder dünkt sich unfehlbarer als der Papst.

Ah!

Junge und alte Nädchen. Arbeiterinnen, Verpackungserinnen, mehr oder weniger leichtlebig, mehr oder weniger dumm, mehr oder weniger hübsch, Alle ungebildet, eingebildet. Man hörte nur, daß sie über Hüte, Kleider Verhältnisse, Vergnügen und Tangel sprachen.

Ah!

Niemand, an den man sich anschließen kann! Auch Niemand!

Das war der Eindruck, den ich am ersten Tage empfing. Mit den Jahren hat er sich in einzelnen Punkten geändert. Ich habe gelernt, über Menschen wilder und gerechter zu urtheilen, aber im Großen und Ganzen unterschreibe ich es auch heute noch. —

(Fortsetzung folgt.)



Moderne Wunder.

Naturwissenschaftliche Streifzüge von Dr. B. Borchardt.

Die Zeit der Wunder ist vorbei, heißt eine der üblichen Redewendungen zur Kennzeichnung unseres nur naturwissenschaftlich denkenden, nüchternen Zeitalters. „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind,“ sagt der Altmeister Goethe; nun ist der fromme, kindliche Glaube, wie er den Völkern in ihrer Jugend eigenthümlich ist, unrettbar dahin. Der Sieg des Kapitalismus über die mittelalterlichen feudalen Einrichtungen, der die Beziehungen der Menschen zueinander völlig geändert und in ein bloßes Geldverhältniß umgewandelt hat, hat auch den religiösen Glauben zerstört und seiner Macht über die Gemüther der Menschen beraubt.

Mit dem Glauben mußte auch das Kind des Glaubens, das Wunder, verschwinden. Zwar hört man auch heute bisweilen von wunderbaren Heilungen, von Wundern, die an gläubigen Personen geschehen sind, von Heilkräften, die gewissen Menschen eigen sind; aber es handelt sich bei den gläubigen Nachläufern solcher Charlatane um die große Zahl Derer, die leider nicht alle werden, nicht aber um eine Erscheinung, welche von neuemwerthem Einfluß auf das Denken und Fühlen der großen Masse der Bevölkerung ist.

Trotzdem aber ist die Zeit der Wunder durchaus nicht vorbei, vielmehr ist unser Zeitalter so recht ein Zeitalter der Wunder, freilich nicht der Wunder auf religiösem Gebiete. Wie das Denken unserer Zeit ein vorwiegend naturwissenschaftliches ist, so sind auch die modernen Wunder naturwissenschaftlicher und technischer Art; aber sie sind mit viel größerem Rechte Wunder zu nennen, als die vor tausend und zweitausend Jahren geschehenen; denn während jene nur in der Phantasie bestanden, handelt es sich heute um wirkliche Wunder, die vor Aller Augen stehen und mit Händen zu greifen sind. Sieht man einen von Dampf oder Elektrizität getriebenen Wagen vorbeifahren, so erblickt man thatsächlich ein Wunder, welches darum nicht minder ein Wunder bleibt, weil es bewundernd hunderttausendfach existirt und immer von Neuem geschaffen wird. Wenn wir auch die Bedingungen kennen, unter welchen die Wunder entstehen, so ist das Wirken der Naturkräfte selbst, die wir in unseren Dienst gezwungen haben, doch ein unerforschtes Wunder, dessen innerstes Wesen sich dem menschlichen Geiste wohl kaum jemals offenbaren wird. Vorläufig wenigstens müssen wir uns durchaus damit begnügen, die Erscheinungen selbst zu studiren und ihre regelmäßige Aufeinanderfolge kennen zu lernen, während uns das Eindringen in ihren innersten Zusammenhang in absehbarer Zeit versagt bleibt.

Aber die Erkenntniß der regelmäßigen Aufeinanderfolge der natürlichen Erscheinungen setzt uns völlig in den Stand, sie für unsere Zwecke miteinander zu verbinden und die großartigen Wunderwerke zu schaffen, durch welche das kapitalistische Zeitalter alle früheren in den Schatten stellt und die sozialistische Zukunft vorbereitet. Daher fördert das Studium dieser Erscheinungen stets in gewaltiger Weise die Erkenntniß wesentlicher, wenn auch nicht aller Faktoren, die den Kulturzustand unserer Zeit bedingen, und deshalb darf die Darlegung einiger ihrer wichtigsten Beziehungen wohl berechtigt erscheinen.

I. Die Telegraphen.

Weitans die zahlreichsten der modernen Wunder verdankt man der Anwendung der Elektrizität. Sie trägt unsere Gedanken in schriftlicher und mündlicher Form mit einer Geschwindigkeit, die wir uns kaum vorstellen können, über Entfernungen, zu deren Durchmessung unsere schnellsten Eisenbahnen und Dampfschiffe Wochen und Monate gebrauchen, sie treibt unsere Straßenbahnen, sie erzeugt uns Licht und liefert mechanische Arbeitskraft in unsere Werkstätten. Wo immer wir uns auf gewerblichem und industriellem Gebiete umschauen, überall tritt uns das Wirken der wunderbaren Naturkraft entgegen, welche wir Elektrizität nennen, so daß man unsere Zeit geradezu das elektrische Zeitalter genannt hat.

Vor zweitausend Jahren war von den elektrischen Erscheinungen nur bekannt, daß geriebener Bernstein die Eigenschaft erhält, leichte Körperchen anzuziehen und festzuhalten. Da der griechische Name für Bernstein Elektron war, so nannte man das Agens (Wirkung), durch welches man diese Erscheinung hervorgerufen dachte, Elektrizität. Später fand man, daß auch viele andere Körper durch Reiben in den sogenannten elektrischen Zustand versetzt werden können; nur die Metalle wurden niemals elektrisch. Doch zeigte sich, daß der Grund hierfür darin lag, daß sie den elektrischen Zustand schnell fortleiteten und an die Körper ihrer Umgebung abgaben. Wurden sie dagegen mit Stoffen umgeben, welche ihrerseits den elektrischen Zustand festhalten und nicht weiter leiten, wie trockenes Glas oder Schellak, so nahmen sie den elektrischen Zustand an und bewahrten ihn lange Zeit. Die Metalle sind sogar diejenigen Körper, auf denen

wir heute vorzugsweise den elektrischen Zustand erzeugen oder, wie man sich ausdrückt, Elektrizität ansammeln. Man nennt sie daher Leiter der Elektrizität zum Unterschied von den nichtleitenden Stoffen oder Isolatoren.

Elektrisch geladene Körper zeigen nicht immer das gleiche Verhalten, sondern oftmals ein in mancher Beziehung einander entgegengesetztes. Zwei mit Flanell geriebene Schellakstangen, ebenso zwei elektrisch gemachte Glasstäbchen suchen, wenn man sie leicht beweglich aufhängt, einander auszuweichen, sie stoßen einander ab, während ein Glasstab und eine Schellakstange im elektrischen Zustande einander anziehen. Man unterscheidet daher zwei verschiedene elektrische Zustände, die man als positiven und negativen bezeichnet; beim Reiben zweier Körper entstehen stets beide Zustände, und zwar wird der reibende Körper stets in den entgegengesetzten elektrischen Zustand versetzt, als der geriebene.

Zwei entgegengesetzte elektrische Körper werden bei ihrer Berührung unelektrisch, sie heben sich in ihrer Wirksamkeit auf, es findet zwischen ihnen, wie man sich ausdrückt, ein Ausgleich der Elektrizitäten, eine elektrische Entladung, statt. Das Erleben nach einem Ausgleich kann so stark werden, daß die Entladung auch ohne Berührung der Körper, also durch die Luft hindurch, stattfindet; man sieht alsdann zwischen ihnen unter knisterndem Geräusch einen Funken überspringen. Bei einer Elektrifizierung dreht man eine Glasscheibe zwischen zwei mit Quecksilberamalgame bestrichenen Lebertischen, die gegen die Scheibe gepreßt werden; dadurch wird die Scheibe positiv elektrisch, das Reibzeug negativ elektrisch. Den elektrischen Zustand der Scheibe leitet man durch metallische Spigen, sog. Saugspigen, an denen die Glasscheibe vorbei bewegt wird, zu einer Metallkugel, dem Konduktor, der auf einem nichtleitenden Glasfuß angebracht ist, damit seine elektrische Ladung nicht zur Erde fortgeleitet wird, sondern auf ihm haften bleibt. Die negative Elektrizität des Reibzeugs kann zur Erde abgeleitet werden; auch kann sie ebenfalls zu einer Metallkugel auf einem Glasfuß, dem negativen Konduktor, hingeleitet werden. Befinden sich beide Konduktoren nahe genug, so wird zwischen ihnen eine Entladung stattfinden, indem ein Funke überspringt. Bei Drehen der Maschine wird der elektrische Zustand auf den beiden Konduktoren immer von Neuem erzeugt, und ebenso fortwährend gleicht er sich aus, so daß beständig Funken zwischen den Metallkugeln übergehen.

Verbindet man die entgegengesetzt geladenen Konduktoren durch einen Metalldraht, so findet der elektrische Ausgleich in diesem Drahte statt, derselbe wird, während die Maschine gedreht wird, von einem elektrischen Strom durchflossen, in welchem sich die auf den Konduktoren erzeugten entgegengesetzten Elektrizitäten beständig ausgleichen; das Vorhandensein eines elektrischen Stromes im Drahte kann man an mancherlei Wirkungen erkennen, so wird der Draht warm und kann selbst bis zum Glühen erhitzt werden.

Durch das Vorstehende soll nun erläutert werden, daß bei einem elektrischen oder galvanischen Strom in der Leitungsbahn ein Ausgleich verschiedener elektrischer Zustände stattfindet, keineswegs soll darin eine Andeutung enthalten sein, wie die bei der Telegraphie nothwendigen galvanischen Ströme erzeugt werden. Bei der geschilderten Maschine setzt sich mechanische Arbeit, die bei der Drehung der Scheibe und ihrer Reibung am Quecksilberamalgame angewendet wird, in den elektrischen Strom um, der seinerseits wieder eine Fähigkeit zur Arbeitsleistung, z. B. zur Erwärmung der Leitungsbahn, darstellt; in der Telegraphie jedoch erzeugt man die Ströme auf Kosten einer anderen Energieform, als der mechanischen Arbeit. Die chemische Vereinigung verschiedener Substanzen zu einem neuen Stoff geht sehr häufig unter einer gewaltigen Energieumsetzung vor sich; indem z. B. Kohle verbrennt, setzt sich die zwischen der Kohle und dem Sauerstoff der Luft vorhandene chemische Energie (d. i. Fähigkeit, Arbeit zu leisten) in Wärme um. Gerade diese Energie benutzen wir ja bei unseren Dampfmaschinen; die entstandene Verbrennungswärme erzeugt den Dampf, dessen Spannkraft den Kolben im Zylinder hin-

hertreibt, sich also wieder in mechanische Arbeit umsetzt.

Auch in der Telegraphie benutzt man die zwischen verschiedenen Stoffen vorhandene chemische Energie, um die galvanischen Ströme zu erzeugen. Vorrichtungen, in denen dies geschieht, sind die galvanischen Elemente, deren mehrere zu einer sog. galvanischen Batterie verbunden werden. Bei einem solchen Element tauchen meist zwei Stücke verschiedenen Metalls in verschiedene Flüssigkeiten, die sich in einem Glasbecher befinden, jedoch durch eine Thonzelle voneinander getrennt sind. In dem von Daniell angegebenen Element sind die Metalle Zink und Kupfer, die Flüssigkeiten verdünnte Schwefelsäure und Kupfervitriol. Die beiden Metalle sind durch eine Drahtleitung miteinander verbunden. In dieser fließt dann beständig ein elektrischer Strom, indem im Elemente ein chemischer Prozeß vor sich geht; derselbe besteht im Wesentlichen in einer langsamen Verbrennung (Oxydation) des Zinks, das sich mit dem der Schwefelsäure entzessenen Sauerstoff zu Zinkoxyd verbindet. Anstatt die beiden Metalle direkt durch einen Draht miteinander zu verbinden, kann man das Zink mit dem Kupfer eines anderen Elementes, dessen Zink mit dem Kupfer eines dritten Elementes u. s. f. verbinden, so daß der Strom in der Drahtleitung, welche vom Zink des letzten zum Kupfer des ersten Elementes führt, der Anzahl der Elemente entsprechend verstärkt ist. In den Telegraphenstationen benutzt man meist eine von Weidinger ein wenig abgeänderte Form der Daniellschen Elemente, die den Vorzug hat, jahrelang in Thätigkeit bleiben zu können, ohne einer erneuten Auffüllung zu bedürfen. Das Kupfervitriol ist hier von der anderen Flüssigkeit nicht durch eine Thonzelle getrennt, sondern befindet sich am Boden des Glasgefäßes, während über ihm eine leichtere Bittersalzlösung statt der Schwefelsäure lagert. Das Zink taucht nur in die Bittersalzlösung ein, das im Kupfervitriol stehende Kupfer ragt in die obere Lösung nicht hinein, sondern ein mit Guttapercha umwundener Kupferdraht ist von dem untenstehenden ringförmigen Kupferstück durch die Bittersalzlösung hindurchgeführt.

Die Drahtleitung, welche das Kupfer- und Zinkende einer Batterie, ihre beiden Pole, miteinander verbindet, kann man außerordentlich lang machen, und ohne jeden merklichen Zeitunterschied macht sich die Wirkung des elektrischen Stromes selbst in einer mehrere Meilen langen Leitung bemerkbar, sobald man die metallische Verbindung herstellt, den Strom schließt, wie der Kunstausdruck lautet. Beim Unterbrechen der metallischen Verbindung, dem Öffnen des Stromes, hört die Wirkung in der ganzen Leitung sofort auf. Ist es also möglich, Wirkungen des elektrischen Stromes an irgend einer Stelle der Leitungsbahn besonders sichtbar zu machen, so ist klar, daß man im Stande ist, das Schließen und Öffnen des Stromes, das man in der etwa in Hamburg aufgestellten Batterie vornimmt, mittelst einer als Strombahn dienenden Drahtleitung an einem meilenweit entfernten Orte, etwa in Berlin, in demselben Augenblick bekannt zu geben. Zum Verständniß der telegraphischen Zeichengebung ist aber eine Kenntniß einiger Wirkungen des galvanischen Stromes nöthig; deshalb wollen wir kurz auf diese eingehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der kleine Zigarrensammler.

Skizze von Irma v. Troll-Borostjani.

In stillen, zitterndem Reigen schweben die flochten, weißen Sterne durch die frostige Luft eines grauen Dezemberabends. Der Winter ist hereingebrochen, stämmig schüttelt er seinen ersten Gruß über die Millionenstadt. Neckisch kleben sich die weichen, zierlichen Krystalle auf die hochaufragenden Manteltragen der Damen und auf die Wäpfe der Männer, hängen sich, den Blick blendend, auf Schleier, Brillen und Kneifer.

Die Korsofunde vor Beginn der Theater hat die vornehmen Straßen der Residenz mit einem wogenden Strome plaudernder, lachender Spazier-

gänger überflutet. Auf dem breiten Trottoir der Ringstraße stauen sie sich in Gruppen vor den eleganten Auslagen, hinter deren blanken Spiegelscheiben die gewandte Hand des Verkäufers in geschmackvoller Auswahl die gesuchtesten Artikel der Saison malerisch geordnet hat. Die kostbaren Erzeugnisse der Industrie, die zahllosen Gegenstände der Mode und des Luxus flimmern und glitzern verführerisch in dem vom blendenden Licht der Gasluster und dem taghellen Schein der elektrischen Bogenlampen erleuchteten Schaufenstern, deren hohe Seien Spiegel all den Glanz und Reichtum noch vielfältig erscheinen lassen. In den Modemagazinen laden Stoffe und Kleider, die der neueste Geschmack in den tonangebenden Mode-Ateliers von Paris, in den Seidenfabriken Lyons oder in den Tuchwerkstätten Englands schuf, zum Kauf ein. Nicht daneben fesseln die funkelnden Prachtwerke der Goldarbeiterkunst den bewundernden Blick. Wer gedächte nicht, wenn er diese Colliers und Diademe sieht, in deren Brillanten die Strahlen der Glühlichter und Gaslampen sich schillernd brechen, diese Ringe, Ketten, Pokale, Prälatenkreuze, Armabänder, Ohrgehänge, Busenmadeln, diese hundert und aber hundert unnennbare, vor den Augen stürzenden und gleißenden Kleinodien — wer gedächte nicht jener fast schon vergessenen Annemmärchen, die von den in Schollen und Höhlen verborgenen Schätzen erzählen, welche schlaue Snomen vor den Blicken habgieriger Menschen behüten. Hier ist es nur eine dünne, gebrechliche Glaswand, die das listerne Auge von den kostbaren Juwelen trennt.

In jener anderen Auslage lachen den für lukulische Genüsse mit Verständniß Begabten die Delikatessen mehrerer Welttheile verlockend an. Nord und Süd, Meer und Festland, Thier- und Pflanzenwelt bieten hier ihre köstlichen Produkte dar. Neben geräuchertem Kal und goldgelbem Lachs schimmert das üppige Röh der pommerschen Gänsebrust; über dem festen Fleisch des Ebers ragen die Porzellantiegel der Straßburger Gansleberpastete empor, und hinter dem in seinem zarten Grün von dem lüchgelben Schweizer- und Holländer-Käse sich anmuthig abhebenden Blumenkohl und der italienischen Artischoke erheben sich stolz die eleganten Bouteillen, deren Etiquetten alle berühmten Weingegenden des In- und Auslandes aufweisen.

Den Kragen des dünnen, fadenförmigen Rockes aufgestülpt, die rothgefrorenen Hände in den Taschen der zerschlossenen Nase vergraben, windet sich ein etwa achtjähriger Bursche durch die flänirende Menge. Aus dem bleichen, skrophulöses gedunsenen Gesicht stieren unstät ein Paar ausdrucksloser Augen unter wulstigen Lidern hervor. Der rohe Stumpfsinn des Glends, der tägliche harte, tüdliche Kampf um des Lebens Nothdurft, die völlige Verwahrlosung alles Menschlichen spricht aus seinen Zügen.

Apathisch streift sein Auge die Dahinwandelnden, gleichgültig gleitet es an den prächtigen Schaustücken in den Auslagen vorüber; aber keine handbreite Stelle des vom schmelzenden Schnee sich schon klebrig feuchtenden Asphalt, die hier und dort unter den lässigen Schritten der Spaziergänger frei wird, bleibt ihm unbeachtet. Hierig huscht sein suchender Blick über die Plätze; denn noch will er die Hoffnung nicht aufgeben, daß der Abend ihm ein kleines Erträgniß einbringe, nach dem er den ganzen Tag über sich vergeblich abgemüht.

Dieses Erträgniß bilden die weggeworfenen Zigarrenstummel, die er eifrig auf den Straßen aufliest, um sie an einen Lumpensammler, der sie seinerseits weiter zu verwerthen weiß, für einige Kreuzer zu verkaufen.

Heute hatte er einen entschieden schlechten Tag gehabt. Keine hundert Stück Zigarrenreste hatte Schipp zusammengebracht. Dem „Schipp“ ist der Rufname des kleinen Burschen. Wie er in Wirklichkeit hieß, das weiß er nicht mehr. Sein Freund Lumpensammler hatte einmal die Bemerkung gethan, daß sein Gesicht mit der stumpfen Nase und den dicken Lippen mit jenem eines grauen Mopsküchchens, Namens Schipp, das er einst besessen, große Ähnlichkeit aufweise, und seither war „Schipp“ der Name des Burschen geworden.

Auch seiner Eltern erinnert er sich nicht. Eine kleine, hagere Alte, eine Fischhändlerin, mit der er in einem Kellerartigen Raum, weit draußen am Ende der Stadt, hauste, nannte er Großmutter. Sie erzählte ihm, daß seine Mutter, als er noch ganz klein war, an der Schwindsucht gestorben sei. Von seinem Vater sagte sie nichts; sie wußte wohl selber nicht, wer es gewesen.

Bis vor wenigen Wochen hatte die Alte ihr Essen mit ihm getheilt. Dann aber kam ein Tag, wo sie ihm erklärte, daß er nun groß genug sei, um sich selbst sein Brot zu verdienen. Sie wäre schon zu alt und zu schwach, um für Beide zu sorgen. Und später, wenn er noch größer und vernünftiger geworden sei, dann könne er an ihrer Statt den Fischhandel übernehmen und sie sich zur Ruhe setzen.

An jenem Tage hatte ihn der Hunger auf die Straße getrieben, und da er nicht wußte, woher Brot nehmen oder Geld, um sich welches zu kaufen, war er weinend herumgeirrt. Da war ihm der Lumpensammler begegnet, der in einem neben dem Keller, in dem Schipp und seine Großmutter schliefen, gelegenen magazinartigen Gewölbe, mitten unter den Hanfen zusammengeschleppten, übelriechenden Gerümpels wohnte, und dieser hatte ihm den Rath gegeben, sich auf das Sammeln von Zigarrenstummeln zu verlegen, er wolle ihm dieselben abnehmen, und wenn er fleißig sei, so könne er sich damit so viel verdienen, um sich satt zu essen. Und so war es gekommen, daß Schipp vom frühen Morgen bis spät in den Abend, eine alte, lederne Tasche, mit der ihn sein Arbeitgeber ausgestattet, am Arme einerschleufend, unermüdet durch die belebtesten Stadtbezirke schweifte, überglücklich, wenn ein freundliches Gesicht seine Grute reichlich genug ausfallen ließ, um von deren Erlös im Laufe des folgenden Arbeitstages ein paar Stücke Brot, eine Würst aus Pferdefleisch oder einen Teller Suppe bezahlen zu können. Sich satt zu essen, dahin brachte er es freitlich niemals, und an manchen Tagen war das Ergebnis seiner Streifzüge ein so geringes, daß er froh sein mußte, wenn sein Protektor, wenn er Abends todtmüde und ausgehungert nach Hause kam, für die ihm abgelieferte Waare sein dürftiges Abendbrot mit ihm theilte.

Auch gestern war es ihm so ergangen, und heute schien es nicht anders werden zu sollen. Die paar Kreuzer, die sein Freund ihm Morgens bei seinem Auszuge großmüthig auf Abrechnung vorgestreckt, hatte er in einer Volksküche für eine Schale Kaffee verausgabt, und so gering war die Zahl der in Kaffee- und Gasthäusern bei den ihn begüternden Kellnerjungen zusammengebettelten Zigarrenreihe, daß er gewiß sein konnte, nach Abzug des Abendessens für morgen nichts zu erübrigen und auch keinen abermaligen Vorschuß zu erhalten.

An der Ecke einer Seitenstraße blieb er stehen. Er würde ja doch nichts mehr finden. Es war, als ob heute alle diese eleganten Herren, die da, die rothglühende Zigarre zwischen den Lippen, plaudernd und die hin und her wogende Damenvwelt mustern, an ihm vorüber schlenderten, von ihrem Glanzstengel, dessen Ende ihm wie ein höhnisch flimmerndes Auge entgegenleuchtete, sich durchaus nicht trennen wollten. Und so müde war er, und der Weg nach Hause so weit! Wenn er sich da noch lange herumtrieb, würde er ganz sicher nicht mehr die Kraft haben, sich heimzuschleppen.

Unklar, in dunklem Halbbewußtsein, zog diese instinktive Vorstellung in seinem dumpfen Gehirn vorüber, wie er die Erschöpfung in seinen Gliedern lagern, den Hunger in seinen Eingeweiden brennen fühlte.

Da, als er so stand und mit trübem Auge halb sehen, halb blöde, bald vor sich hin und bald zu Boden glosste, trippelte, von der Hand der Mama geführt, ein kleines Mädchen an ihm vorbei. Ganz weiß, wie ein Schneemann, war sie anzuschauen. Weiße Kapotte, weißes Mäntelchen, weißer Muff und weiße Samaschen umhüllten das niedliche Nigürchen. Die von der frischen Luft rosa angehauchten Wangen waren das einzige Farbdige an der weißen Puppe.

Näher zog die fürsorgliche Mama ihr Töchterchen

an sich heran, als sie an dem vagabundenhaft aussehenden kleinen Bengel vorüberschritten, damit ihr Kleidchen seinen unsanfteren Rock nicht streife. Aber auch das Mädchen hatte ihn erblickt und Mitleid stahl sich in das junge Herz.

„Mama,“ sagte sie halblaut, die Hand der Mutter leise drückend. „Sieh doch den armen Buben! Er ist gewiß recht hungrig! Willst Du ihm nicht etwas schenken?“

Die Mutter nickte. „Wie gut sie ist, die Kleine!“ dachte sie gerührt, und ihre Schritte einhaltend, langte sie nach ihrem Portemonnaie.

„Da, bring ihm dies!“ sagte sie, indem sie eine Münze in die Hand des Kindes legte.

Das Mädchen aber, das den Burschen nicht aus den Augen gelassen hatte, blieb, schon im Begriffe, auf ihn zuzueilten, wie angewurzelt stehen. Und aufschrie sie ängstlich: „Mama, er stiehlt!“

Gedankenlos um sich starrend, hatte Schipp plötzlich bemerkt, daß er dicht an der Glashür eines Charcutierladens stand, und gierig bohrte sich sein Blick auf die ihm durch die blaue Scheibe verlockend entgegenlachende ledere Waare. Wenn er da einträte! Wenn er hätte, ihm ein paar Handvoll von den Schinken- und Würststücken zu geben! O, mit dem Geringsten würde er zufrieden sein.

Mehrere Käufer befanden sich im Laden. Schipp sah es genau, was sie wählten, wie sie den Kaufpreis abzählten, die kleinen Bündel zu sich steckten

und den Laden verlassend achtlos an ihm vorüberschritten. Und da wurde er es blickartig gewahr, wie einer der Herren ein Päckchen Schinken so lose in die äußere Tasche seines Mantels schob, daß ein gut Theil der Papierhülle darüber hinausragte. Jetzt näherte er sich raschen Schrittes dem Ausgange, noch ein Augenblick, und er mußte dicht an seine Seite treten.

Schipp starrte es vor den Augen, sein Athem stockte. Ein leiser, hastiger Griff — und das Päckchen lag in seiner Hand.

Da schlug der kurze, schrille Aufschrei des kleinen Mädchens an sein Ohr, und mit solchem Entsetzen packte ihn die Entdeckung seiner ihm selbst noch kaum bewußten That, daß, obgleich er im Gewühle hätte leicht entweichen können, er garnicht daran dachte, sich und seine heißbegehrte Beute in Sicherheit zu bringen. Regungslos blieb er stehen, kaum wissend, was um ihn nun vorging.

„Ein Dieb, ein Dieb!“ scholl es von allen Seiten um ihn her, obgleich keiner der Auser noch wußte, wer der Dieb sei, noch was gestohlen worden. Auch ein Schutzmann war, Umfrage haltend, alsobald zur Stelle.

Die Mutter des kleinen, weißen Mädchens gab Auskunft, und die leere Tasche des Bestohlenen nebst dem corpus delicti in der Hand des Missethätters legten Zeugniß.

Schipp versuchte nicht zu leugnen. Sprachlos,

mit halbgeöffnetem Munde stand er da. Als man ihn aber das entwendete Päckchen Schinken abnahm, da krampte sich etwas in seinem Innern zusammen und eine heiße, schwere Thräne trat in seine Augen. „Ich bin so hungrig!“ drängte sich's auf seine Lippen. Aber Angst und Schrecken ließen ihn den Schrei hinabwürgen.

Ein dichter Knäuel Neugieriger hatte sich um die Gruppe gebildet und der Schutzmann, der den kleinen Delinquenten auf die Wachtstube abführte, hatte Mühe, sich durch die Menge Bahn zu brechen.

„Der Lotterbube!“ sagten die Feinen voll Entrüstung. „So jung und schon so verdorben!“ klagten mitleidig die Andern.

„O Mama, welch ein häßlicher Junge!“ flüsterte das kleine Mädchen, noch ganz erschreckt an der Hand der Mutter ihren durch den Vorfall unterbrochenen Spaziergang fortsetzend. „Wie gut, daß wir ihm nichts geschenkt haben. Er hätte es wirklich nicht verdient.“

„Ja, es ist ein böser Knabe,“ erwiderte die Mutter streng. Nach kurzer Pause fügte sie aber mit mildem Tone hinzu: „Er wird nun seine verdiente Strafe erhalten. Wenn Du aber mein gutes Kind bist, so wirst Du ihn in Dein Abendgebet einschließen und Gott bitten, daß die Strafe ihn bessern möge.“

Und das kleine, weiße Mädchen versprach, daß es für den häßlichen, bösen Buben beten werde.



Im Regen. (Zu unserem Bilde.) Hört Ihr sie aufs Pflaster klatschen, die kalten Regentropfen? Der Sommer ist vorüber. Ein fröhlicher Wind streicht durch die Gassen. Der Südländer, der an ewige Sonne gewöhnt ist, hüllt sich flüchtig in seinen Mantel und eilt, was er kann, daß er nach Hause kommt. Nach Hause? Ja, wenn es dort so traulich warm wäre, wie an einem deutschen Kachelofen. Aber in Italien hat man sich auf den Winter schlecht eingerichtet. Der rauchige Kamin wärmt nicht, und der Steinboden unter den Füßen noch weniger. Es fröhelt Einen, wenn man sie nur ansieht. Ein wahres Glück, daß die Sonne bald wieder scheint, die warme Sonne Italiens, die in wenig Minuten das verdriesslichste Gesicht wieder lachen macht. Wirklich? Auch das verhärte Gesicht der Armuth, die im schönsten Gottesgarten der Erde hungert? Nein, das traurige Gesicht, aus dem das Glend grinst, pocht nicht in den hellen Sonnenschein. Begreift jetzt der Leser vielleicht, warum der Maler die Mutter mit den beiden Kindern in Lumpen die verregnete Steintreppe hinabsteigen läßt? Die trostlose Regendlanschaft wird hier zum Spiegelbild des menschlichen Innern. Mäde Regenstimmung in der Natur und im Herzen dieser Armen. Tidi! Tidi! Tidi! klatscht es draußen auf die Steine. Tidi! Tidi! Tidi! pocht drinnen im Herzen die Sorge — endlos und eintönig, wie draußen der Regen.

Die Bismarcksche Laus. In Schwarz' und Kuhns Norddeutschen Sagen, Märchen und Gebräuchen (Leipzig, 1848) findet sich nach mündlichem Bericht folgende Sage: Südlich von Bismarck steht noch der Thurm einer Kirche, wo ehemals die Stadt gestanden haben soll, bis sie im Kriege zerstört wurde und nun ihre jetzige Lage erhalten hat. Der Thurm aber führt weit und breit den Namen der Bismarckschen Laus und uns wird erzählt, daß man früher mit großen Opfergaben zu dieser Kirche gewallfahrtet sei, und diese seien auch nöthig gewesen, da oben an der Spitze des Thurmes eine große Laus an einer Kette gelegen, die täglich mehrere Pfund Fleisch gefressen.

—+ Gedankenplitter. —+

Als die wunderbarsten Kriegsvorbeeren sich auf die Stirn des deutschen Denkers niederließen, da thaten wie ein fröhliches Halali durch unsere Tagespresse die Kunde von dem Niedergang nicht nur des verkommenen französischen Volkes, nein, gleich der ganzen lateinischen Rasse. Glücklicherweise entscheidet kein Zena und kein Sedan über das wahre Verhältnis zwischen Romanen und Germanen; wir haben überhaupt nicht die einzelnen Erscheinungen auf beiden Seiten ihrer Zahl und ihrem Werthe nach

gegeneinander abzuwägen, sondern die beiden Lebenskräfte, aus denen ihre wechselnde Fülle entspringt, miteinander zu vergleichen. Wenn wir das thun, wenn wir durch die äußere Hülle auf den Kern blicken, so werden wir erkennen, daß es sich um einen Vorrang nicht handeln kann. Beide Welten, die romanische wie die germanische, stehen gleichberechtigt nebeneinander, sie sind einander notwendig, wie zwei Hälften, die sich ergänzen. Sich zu vernäheln, nicht sich zu besolden, ist ihre Aufgabe. Es wäre gut, schon in den Schulen das Verständniß dieser Beziehung anzubahnen, statt ihm entgegen zu arbeiten. Manche sehr angeklärte Lehrer lassen sich zu Ungunsten der Romanen gewisse Verschweigungen, Bemäntelungen, Uebertreibungen zu Schulden kommen, weil sie die Vaterlandsliebe für eine höhere Tugend halten als die Wahrheitsliebe; aber hätte jene solche Förderungsmittel nöthig, so wäre es schlecht um das Vaterland bestellt. Hüten wir uns davor, die Germanen als die auserwählte, gottbegnadete Rasse zu betrachten; weder sie allein, noch die Romanen allein sind die Träger der heutigen Gesittung, sondern beide zusammen.

Unter allen äußeren Zwecken, welchen die Wissenschaft dienen kann, giebt es gewiß keinen edleren als den: die Völker zu veröhnen und zu befreunden. Die wahre Wissenschaft ist international und sie betrachtet dies trotz „schwarzer“ und „rother“ Internationale als einen Ehrentitel. Daß der große Krieg (der von 1870/71 ist gemeint), welcher so viele Verhältnisse in Verwirrung brachte, auch auf dem Gebiete der Wissenschaft seine Nachspiele fand, erscheint begreiflich; weniger, daß hier die Herausforderung nicht immer von den Franzosen ausging. Nach solcher Niederlage war alle Leidenschaftlichkeit entschuldigt, nach solchem Siege alle Großmuth geboten. Es hat aber unter den französischen Gelehrten nicht an solchen gefehlt, welche sich in ihrem unparteiischen Urtheil durch ihren patriotischen Schmerz nie beirren ließen, und wiederum unter den deutschen Gelehrten nicht an solchen, die rein wissenschaftliche Gelegenheiten zu politischen Ausfällen mißbrauchten. Wer nicht meint, der Friede sei nur eine Pause, um für den allgemeinen Krieg zu rüsten, der muß wünschen, daß die zerrissenen Bande wieder zusammengeklopft werden, ja, fester als sie es waren, und für diese Aufgabe haben sich gerade die Männer der Wissenschaft zu begeistern. Sie würden ein Unrecht begehen, wollten sie nicht jeden Anlaß ergreifen, den Mißstimmungen und Mißverständnissen unter den Völkern entgegen zu wirken.

Dugo Schuchardt.

Die Wissenschaft sei das Gewissen der Menschheit. Gildbrand.

Wo die Sinnlichkeit an die Vernunft grenzt, ist sie gewiß immer schön.

—+ Epigramme. —+

Memento.

Die Todten laßt ihre Todten begraben!
Vergeß, wie so nichtig all, was wir haben,
Und laß der Zukunft Felder!
Denn ihrer Vergänglichkeit denkend, läse
Die Menschheit noch heute in Höhlen und Kräse
Das Kraut mit den Thieren der Wälder!

„Ehre.“

Die Ehre ist ein kalter Odde,
Das erste der Selbstsucht-Gejeje;
Und was sie deckt mit ihren Gründen,
Ist oft die scheußlichste der Sünden.

Mensch.

Unser Leib ein Thier — unser Geist ein Gott —
Unser Herz zwischen Weiden die Scheide:
Der Thiere Herr, der Götter Spott,
Sind wir doch mehr als Beide!

Protestantische Orthodoxie.

Das war vor Zeiten paradox;
Doch heut begreift es jeder Laß:
Es ist das leidige Reformiren,
Wogegen Luthers Enkel protestiren.

—+ Räthsel-Ecke. —+

Bilder-Räthsel.



Auflösung der Uänderungsaufgabe in Nr. 8:

Dante — Essen — Richter — Leine — Dunkel — Narbe
— Diener — Oder — Rebel — Eden — Rose — Krater
— Osten — Radel — Gase — Riefe — Elba — Solou
— Sorgen.

„Der Londoner Kongreß.“

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Edgar Steiger, Leipzig, Dfstr. 14, richten.